



**Schriftlicher Bericht**  
**zur XI. Tagung der 26. Landessynode**  
**der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers**  
**27. November 2024**

**Es gilt das gesprochene Wort**

***„Denn du hast eine Zukunft, und deine Hoffnung wird nicht enttäuscht werden“*** Spr 23,18

**1. Zukunftsprozess**

Man muss mit dem Purpose anfangen (Purpose = Zweck, Ziel, Sinn). Vor einigen Jahren wurde es Mode, dass Unternehmen sich nicht mehr damit zufriedengeben sollten, irgendetwas herzustellen, um es dann zu verkaufen oder einen Service anzubieten, um ihn dann zielgerichtet auszuführen. Sie wollten einem höheren Zweck dienen. Ein überschießendes Ziel haben, einen Sinn vermitteln. Dieser Purpose sollte bewirken, dass wir nicht ein Auto kaufen, sondern ein Lebensgefühl, nicht eine Dienstleistung, sondern Anteil bekommen an der Weltrettung. Eine neue Regenjacke machte uns zu einer verschworenen Gemeinschaft, die mit diesem Recyclingprodukt die Zukunft der Erde ermöglichen sollte. Der Purpose eines Unternehmens macht die Gewinnmaximierung zum schönsten Nebenprodukt. Interessanterweise hatte diese Idee ein Finanzunternehmer, Larry Fink, in Gang gesetzt oder zumindest deutlich verstärkt. Er war CEO, also der Chef vom größten Vermögensverwalter der Welt, BlackRock, die mehr als 11 Billionen Dollar Kapital anlegen und vermehren. Und schon unmittelbar nach seiner Aussage an die Unternehmen, sich nicht nur um die Aktionäre, sondern um die Weltrettung zu kümmern, hieß es in einem Brief von Larry Fink an seine eigenen Mitarbeiterinnen: „Am Ende ist Purpose der Motor für langfristige Profitabilität.“<sup>1</sup>

Welche Überraschung! Ein Purpose dient als Orientierung für alle Aktivitäten des Unternehmens und sollte die Leitplanke des Handelns sein. So die Theorie. Ob dieser Purpose nur eine Marketingstrategie ist zur Renditestеigerung oder eine gute Wendung zu gemeinwohlorientierten Werten, darüber streiten sich Expertinnen. Als ich vor einigen Jahren

---

<sup>1</sup> Carsten Lotz in: FAZ 15.10.2022 „So gut müssen Firmen gar nicht sein“



davon zum ersten Mal gelesen habe, dachte ich: Großartig, das Problem haben wir nicht. Über unseren Zweck, den Purpose, machen wir uns keine Gedanken. Entgegen allen Moden bleiben die Kirchen, und darin besonders sichtbar die Diakonie, gegründet in einem gleichbleibend überzeugenden Purpose. Einem Sinn, den sie nicht erfinden, sondern umgekehrt, der ihre Existenz als Kirche, als handelnde Glaubensgemeinschaft begründet hat.

Dafür gibt es eine Programmschrift, die Bibel, die etwas umfangreicher ist als die Hochglanzbroschüren der Unternehmen mit ihrer Weltrettungsliteratur. Die Geschichte ist im Kern kurz und klar: Diese Erde hast du nicht geschaffen, genauso wenig wie dein eigenes Leben. Die Liebe, die du empfängst, kannst du nicht erzwingen, sie geschieht dir. Auch die Schönheit der Welt lag niemals in deinen Händen. Sie wird dir geschenkt. Eine Macht, die wir Gott nennen, wirkt in dieser Welt und in deinem Leben. Diese göttliche Person steckt in all diesen Ereignissen und Erfahrungen für ein wunderbares Leben. Sie befreit uns von der Sinnkrise, dass unsere Tage in dieser Welt gezählt sind, und legt uns Verantwortung auf: für uns selbst, die Mitmenschen und die Schöpfung. Die ganze Sache hat sich Gott ausgedacht und erst möglich gemacht, durch seinen Sohn Jesus, den wir Christus nennen. Er kam zu Besuch. Er kennt unsere Welt, er kennt Dich. Er ruft uns in den Dienst. Mich entlastet mein Glaube, wenn ich über Zukunft nachdenke. Über meine eigene, sehr begrenzte Zukunft auf dieser Erde, die Zukunft meiner Kinder und Kindeskinde. Die Zukunft der Kirche.

Gewiss, die Kirchen haben zeitweilig diesen Purpose als Eigentum verstanden. Sie haben den Sinn formiert, dogmatisch gesichert, mit Macht ausgestattet und militarisiert. Es wurde ihr eigener Zweck, ihr Kampf. Ihre Gewinnmaximierung, ihre Mitgliedersteigerung und Machtausweitung. So sind sie gegen andere Geschichtenerzähler und geistliche Purpose-Agenten nach Jerusalem geritten und haben eine Spur der verheerenden Gewalt gezogen. Sie haben im Dreißigjährigen Krieg um Einfluss und Macht gekämpft und Europa verwüstet. Sie haben den Purpose als Angriff verstanden. Doch: Ein Sinn kann nicht erkämpft, eine Freiheit nicht verordnet, ein Glaube nicht erzwungen werden.

Wenn wir glauben und daraus planen und hoffen, dann nicht aus alter Gewohnheit oder aus Angst vor dem Tod. Nicht, weil uns jemand zwingt oder um die Seele zu retten, sondern aus dem einfachen Grund, weil es Gott gibt. Das mag den einen zu einfältig oder zu fromm

klingen. Aber für unser Tun und Lassen gibt es keinen anderen Ursprung als diesen Glauben an die Existenz Gottes. Wir können soziale, humanitäre, menschenfreundliche Überzeugungen haben, alle haben ihre Berechtigung für unser Tun und Lassen. Wir können den kommenden Mangel an Ressourcen als Grund nennen, doch alles gründet in der Behauptung, dass es Gott gibt und wir an ihn glauben.

Wenn ich mit dieser - etwas schlichten - Perspektive auf unseren Zukunftsprozess schaue, bin ich, mehr als die meisten, mit denen ich darüber bisher spreche, etwas entspannter. Wir sprechen nicht über den Purpose. Wir sprechen nicht über die Grundlage unserer christlichen Gemeinschaft. Wir sprechen nicht über den Sinn unseres Unternehmens. Wir erfinden nicht den Glauben, sondern starten aus einer hoffnungsvollen Perspektive. Wir überlegen, wie mit weniger Mitteln diese vitale Gründungsgeschichte glaubwürdig weiter erzählt wird. Wir drehen die Perspektive und versuchen, soweit es irgend möglich ist, von der Seite der Menschen in unserem Land auf unsere Kirche zu sehen. Ob kirchennah oder kirchenfern steht nicht im Vordergrund. Kirche ist niemals eine Kirche nur für die Mitglieder gewesen, sondern immer ein Ruf in die Welt.

Wo fängt Gottes Liebe spürbar an? Dafür haben wir viele biblische Geschichten und empirische Untersuchungen, die uns zeigen könnten, worauf es ankommt. Wie sind Menschen ansprechbar? Woran glauben sie und woran nicht? Was erwarten sie und was wollen sie vermeiden? Doch so einfach ist es nicht. Die Verbindungen zwischen dem individuellen Glauben, den ich persönlich knapp beschrieben habe, und der sozialen Relevanz bleiben schwer zu deuten. Prof. Dr. Gerhard Wegner, Pastor unserer Kirche im Ruhestand und Niedersächsischer Landesbeauftragter gegen Antisemitismus und für den Schutz jüdischen Lebens, schreibt, dass der Ertrag empirischer Forschung des Glaubens insgesamt enttäuschend sei.<sup>2</sup> Zwar haben wir aktuell in der KMU VI Hinweise, was Menschen glauben oder nicht glauben, was sie von der Kirche erwarten oder nicht erwarten. Doch die Erkenntnis, dass nur noch ca. 20% der deutschen Bevölkerung an einen Gott glauben, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat, zeigt, wie groß heute die Aufgabe einer grundlegenden Glaubensvermittlung ist. Wegner sieht einen Grund für die mangelnde

---

<sup>2</sup> Gerhard Wegner, Ergriffenheit und Empowerment - Zur Entstehung des Glaubens, in: Kirchenkrise als Glaubenskrise, Möglichkeiten und Grenzen für die Reproduktion der Evangelischen Kirche Baden-Baden 2024, 91 - 107



Erforschung darin, dass der Glaube etwas Unverfügbares behandelt. „Glaube entsteht mithin in Situationen, die im Menschen etwas „Bedeutsames“ auslösen und so im klassischen Sinn eine Information ... transportieren; mithin eine „Resonanz“ erfordern.“<sup>3</sup> Religion erschöpft sich aber nicht im Diskurs oder Handeln. „Christliche Religion ist nicht als Lehre zu lernen, sondern im Wesentlichen nur als Vorgang und vermittelt von Vorgängen.“<sup>4</sup> Auf die Frage, wohin sich Glaube aktuell entwickelt, antwortet Wegner: „Spezifisch christlich-religiöse Haltungen verdünnen sich immer mehr. Allgemeine, gerade auch soziale und kulturelle Aspekte christlichen Glaubens (Nächstenliebe) bewahren jedoch durchaus Anerkennung. Die größte Herausforderung scheinen die im Zuge von Individualisierung und Singularisierung forcierten, egobasierten neoliberalen Erziehungsziele, um „Me, Myself and I“ zu sein. Ihr offensives Aufgreifen im religiösen Diskurs könnte erfolgreich sein.“<sup>5</sup>

So bleibt die Sache mit dem Menschen und seinem Glauben kompliziert.

„Der Mensch heißt Mensch,  
weil er vergisst,  
weil er verdrängt,  
und weil er schwärmt und stählt,  
weil er wärmt, wenn er erzählt ...“,  
um es mit Herbert Grönemeyer zu sagen.

Der Mensch ist das wunderbarste und widersprüchlichste Wesen, das wir kennen. Er ist ein sonderbares Wesen, der an das „Gerücht“ glaubt, dass es Gott gibt. Ein nicht zum Schweigen zu bringendes Gerücht<sup>6</sup>. In einer sehr umfangreichen Untersuchung über die Sonderbarkeiten der westlich sozialisierten Menschen, geschrieben von einem Evolutionsbiologen, las ich, wir sind „psychologisch ziemlich merkwürdig. Im Gegenteil zum Großteil der heutigen Welt, ... sind wir Sonderbaren höchst individualistisch, selbstverliebt, kontrollorientiert, nonkonformistisch und analytisch eingestellt. Wir konzentrieren uns mehr auf uns selbst – auf unsere Eigenschaften, Leistungen und Bestrebungen – als auf unsere Beziehungen und

---

<sup>3</sup> aaO. S.98

<sup>4</sup> aaO. als Zitat von Michael Domsgen, S.106,

<sup>5</sup> aaO. S.107

<sup>6</sup> Robert Spaemann, Das unsterbliche Gerücht, Stuttgart 2007



sozialen Rollen.“<sup>7</sup> Und mit all unseren Sonderbarkeiten sind wir nun im Austausch unseres Zukunftsprozesses und in den verschiedenen Ausschüssen unterwegs.

Das erste Drittel des Zukunftsprozesses 2.0 ist m.E. vorüber. Langsam lichtet es sich. Wir nehmen alle Energie zusammen, die wir in diesen angestrengten Zeiten noch haben und planen weiter. Es geht nicht um **die** Zukunft. Die kommt sowieso. Sondern es sind einige Punkte, die wir mit weniger Ressourcen, aber gleichgroßer Leidenschaft in unserer Kirche voranbringen wollen. Einer Kirche, die in Nachbarschaft mit zehn anderen evangelischen Kirchen liegt, ca. 1200 Gemeinden hat und mehr als zwei Millionen Mitglieder.

Das ist ein großes Projekt. Dafür stärkt uns die Kirchentagslosung aus dem Korintherbrief: „Seid mutig, stark und beherzt.“ Diese Geschichte von Gott regt uns immer wieder an, sie bleibt nicht abstrakt, sondern wird konkret. Jesus spricht anschaulich und lebensbezogen. Praktisch und klar. Wir haben ein großes Haus. In jedem Zimmer wird getan und gemacht, geplant und gewirkt. Doch für das ganze große Haus reichen unsere Energien bald nicht mehr. So werden wir Tische zusammenschieben, Wohngemeinschaften gründen, Zimmer zusammenlegen und die Versorgungen effizienter machen. Jesus erzählt von den vielen Wohnungen in seinem Haus. Das Haus haben wir nicht selbst gebaut, es ist die Geschichte, die Gott schreibt. Aber es ist unser Leben, unsere Gemeinschaft, unsere Begeisterung, die uns antreibt. Dieses Haus soll ein lebendiges, gastfreundliches, menschenwürdiges und sicheres Haus sein für viele Menschen. Ihnen geben wir Herberge. Von ihnen lernen wir und begleiten sie in dieser Welt. Wir bleiben eine mutige und zuversichtliche Kirche. Ich verstehe die Diskussionen und Ängste über die Fragen: Wer mit wem im Zimmer, wer mit wem am Tisch? Auf welche Marktplätze gehen wir? Was wird überprüft? Ich denke an abgebrochene Unternehmungen, unausgeführte Arbeiten, lästige Verzögerungen. Keine Sorge, die kennt Gott besser als wir. Aber er bleibt geduldig. Bleiben wir es auch! Gott ermutigt uns, und ich habe viele Zeichen dieses Mutes und der Neugier in den vergangenen Monaten gesehen, unter den Hallelujas kommen einige. Bleiben Sie visionär und pragmatisch! Das ist kein Widerspruch. Die Geschichte Gottes besteht täglich in vielen, manchmal fast unscheinbaren Erfahrungen, die uns zeigen, dass wir getröstet und geliebt werden.

---

<sup>7</sup> Joseph Henrich, Die seltsamsten Menschen der Welt. Wie der Westen reichlich sonderbar und besonders reich wurde, Berlin 2022, 41

Und sie lebt aus der unglaublichen Hoffnung, dass einmal ein Schiff kommen wird, gefüllt bis an den Rand.

Wir reduzieren Komplexität. Beginnend mit der Fülle der Diskussionen und Ansätze im Schwerpunkteausschuss, aus denen der Grundsatzausschuss einen herausgehoben hat. Dazu ein Hinweis für unser Prozessdesign: „Der Herr ist mein Hirte“. Ein Satz mit fünf Worten, der für die Phase, die vor uns liegt, mein Leitwort ist. Manchmal sind wir Schafe, die wirr oder panisch über die Wiese rennen. Manchmal die, die in Gemütlichkeit geduldig warten, dass irgendetwas geschieht. Wir sind winterhart und zäh. Fünf Worte, „Der Herr ist mein Hirte“, mehr braucht es nicht. Die Simultanerfassung, also die optische Wahrnehmung einer Anzahl von Dingen endet in der Regel bei vier oder fünf. Denken sie an den Würfel. Die optische Wahrnehmbarkeit darüber hinaus lässt sich **nicht** trainieren. Was für das Sehen gilt, gilt abgeschwächt auch für die Wiedergabe von Sachverhalten, von Konzepten, Strategien. Das lässt sich zwar trainieren, manche Menschen können die Nachkommastellen der Zahl  $\pi$  zwei Stunden lang aufsagen. Andere können lange Sprechtexte wiedergeben. Dennoch gibt es auch dort beim Menschen ein Kurzzeitgedächtnis, das Arbeitsgedächtnis. In diesem Gedächtnis können die meisten Menschen drei bis vier Dinge sofort erinnern und wiederholen.

„Der Herr ist mein Hirte.“ Der erste Satz des 23. Psalms. Unter den Psalmen der berühmteste. Viele von uns können ihn auswendig. Nicht nur diesen Satz, sondern den ganzen Psalm. Von der Schönheit des Glaubens mit der grünen Aue, dem frischen Wasser über die Wanderung im finsternen Tal bis zur tröstlichen Gewissheit: „Ich werde bleiben im Hause des Herrn immer dar.“ Was wir brauchen in Not wie in Freude, das sind wenige Sätze, die uns berühren. Die wir uns merken können. Was wir brauchen für unseren Weg in der Kirche sind wenige Simultanerfassungen, die für uns alle wiederholbar sind. Die sortieren wir und setzen Schwerpunkte. Liturgie funktioniert so. Auch Kirchengebäude, mit dem heiligen Bezirk um den Altar und dem Profanum davor. Symbole wie das Kreuz. Die Taufe. Die Kirche zeigt mit ihren Haltungen und Gesten die Nähe Gottes in dieser Welt in einer tiefsinnigen, aber oft sehr anschaulichen und konkreten Weise.

Hinter den Prozessen, den Vorlagen und Texten, die zum Zukunftsprozess gehören, steckt viel Arbeit. Darin steckt auch die Blickwendung: Hören und beteiligen wir eigentlich die Menschen, die wir in den Blick nehmen wollen? Dieser Prozess ist aufwendig, weil er tatsächlich nicht nur über landeskirchliche Einrichtungen, die Verwaltung und Finanzwege nachdenkt, sondern auch die Fragen vor Ort aufnehmen muss. Das kann er, weil die Kirchenkreise mit ihren Planungsprozessen an manchen Stellen uns voraus gegangen sind. Die beiden kommenden Synodentagungen werden den Blick schon konzentrierter auf Verabredungen werfen. Es wird Widerstand geben. Was dem einen „heilig“ ist, die Größe oder Rechtsform der Gemeinde, die Gestalt des Gemeindelebens, die Arbeitsweise der Einrichtung und ihre Zielsetzung, wird für andere nicht nachvollziehbar sein. Wir werden hierarchisieren und entscheiden in der Synode, welche Maßnahmen folgen müssen. Es wird tiefe strukturelle Eingriffe geben. Die Minderheitenkirche wird sich von vielen staatsanalogen Verfahren und Gesetzen verabschieden. Interne Prozesse müssen vereinfacht und beschleunigt werden. Die Abschaffung des Dimissoriale ist dafür nur ein kleines Beispiel, die Option, Körperschaftsrechte der Kirchengemeinde zu delegieren, eine andere. Es wird Konzentrationen geben, vor allem aber Erleichterungen für die Arbeit vor Ort. Ressourcen werden nicht ausgeweitet, aber für die Schwerpunktbereiche nicht gekürzt in der nächsten Zeit.

Zudem hoffe ich sehr, dass es zu neuen Allianzen kommen wird. In wenigen Tagen wird der Vertrag über den CRU von leitenden Geistlichen, katholisch wie evangelisch, für Niedersachsen unterschrieben. Ein wichtiges ökumenisches Zeichen. Ohne die Ökumene wird es keine Zukunft der Kirchen geben. Auf dem Versöhnungsgottesdienst am 13. März 2017, dem Christusfest der Evangelischen und der Katholischen Kirche in der Michaeliskirche in Hildesheim, mahnte Bundespräsident Gauck weitere Schritte der Zusammenarbeit der beiden Kirchen an. Sein Votum: "Eine Zukunft wird das Christentum in unserem Land am ehesten als ökumenisches haben."

Der Zukunftsprozess schaut auf die ökumenischen Partner. Vor wenigen Wochen war ich in Lüneburg in St. Stephanus zum 50sten Jubiläum des Ökumenischen Zentrums. Ein großes Gemeindezentrum in Lüneburg Kaltenmoor mit zwei eingebauten Kirchsälen, das inzwischen sogar für beide Kirchen zu groß ist. Welch Innovationsmut trug unsere Vorväter- und Mütter



vor mehr als einem halben Jahrhundert? Ich schämte mich meines Kleinmuts in diesen Tagen und Monaten, der vor jeder ganz großen Veränderung erst einmal zurückschreckt. Die Herausforderung für unsere Kirche in Deutschland wird sehr groß sein. Unser Veränderungsmut und unsere Zuversicht müssen es auch sein.

## 2. Lernschritte mit Blick über Grenzen

Neben dem Zukunftsprozess beschäftigt uns von den Kirchenvorständen bis zum Landeskirchenamt die Aufgabe für unseren Weg zu einer anderen Kirche. Einer Kirche, die sichtbar Lehren aus dem Umgang mit Menschen, die sexualisierte Gewalt erlitten haben, zieht. Einer Kirche, die Schritte eines Kulturwandels geht und den Blick auf die Verwundungen dieser Welt heftet.

Ich möchte mit einem Seitenblick aus England auf dieses Thema schauen. Gestern vor zwei Wochen ist der Erzbischof von Canterbury zurückgetreten, Justin Welby. Er ist auch das geistliche Oberhaupt der anglikanischen Gemeinschaft. Die Church of England ist eine Nationalkirche aus dem 16. Jahrhundert, mit einer anderen Geschichte als unserer Reformation, die aber in vielen theologischen Überzeugungen den protestantischen Kirchen des Kontinents verwandt ist. Der Zeitpunkt, ab wann der Rücktritt wirkt, ist noch nicht mitgeteilt worden. Wenige Tage vor dieser Ankündigung wurde in England nach mehr als vier Jahren ein Report<sup>8</sup> vorgelegt, der die Rolle der Church of England im Umgang mit betroffenen Personen sexualisierter Gewalt, die dort „Survivor“ (Überlebende) genannt werden, erörtert. 250 Seiten dick beschreibt er, in ähnlicher Weise wie die ForuM-Studie, allerdings mit dem Fokus auf einen einzigen, brutalen Serientäter, John Smyth, wie die Kirche über fast vierzig Jahre nicht getan hat, was sie hätte tun müssen.

Der Täter, ein charismatischer Anwalt, der ehrenamtlich in der Kirche auf christlichen Jugendlagern (Iwerne Camps) wirkte, war seit den 1980er Jahren in Zimbabwe tätig, die letzten Jahre vor seinem Tod 2018 in Südafrika. Der Report stellt Fragen: „Was wusste die Church of England (d.h. relevante Beamte und Institutionen) über angebliche Misshandlungen durch John Smyth und (2) was war die Reaktion der Church of England auf diese

---

<sup>8</sup> <https://www.churchofengland.org/sites/default/files/2024-11/independent-learning-lessons-review-john-smyth-qc-november-2024.pdf>



Anschuldigungen.<sup>9</sup> Das Anliegen der Church of England wird in dem Report ähnlich skizziert, wie es für die evangelischen Kirchen in Deutschland und unsere hannoversche Landeskirche zutrifft. Unsere Kirchen waren darauf gerichtet, vorrangig die Institution zu schützen. Ein Geistlicher, der frühzeitig von diesem Verbrechen in England wusste und sie aktiv verdeckte, David Fletcher, hat später bekannt: „I thought it would do the work of God immense damage if this were public“. Justin Welby kannte den Täter durch die Jugendlager seit den 70er Jahren, ohne von den Verbrechen zu wissen. Es wird in der Studie mehrfach auf sein Verhalten in den Jahren ab 2013 und 2017 rekurriert, als er explizit von den Vorwürfen wusste. Am Ende dieses Berichts gibt es, ähnlich wie in der ForuM-Studie, eine Liste von Empfehlungen, welche Folgerungen gezogen werden müssen. Darunter auch Hinweise auf notwendige theologische Diskussionen.<sup>10</sup>

Ich bin seit 2016 als Co-Chair der Meissen-Kommission für die Partnerschaft zwischen der Church of England und der EKD zuständig. Seit 2017 habe ich die General Synode im Juli in York besucht und manchmal auch davon berichtet. Vor wenigen Wochen, noch bevor der Rücktritt von Justin Welby veröffentlicht wurde, waren wir mit der deutschen Delegation in England und hatten Diskussionen über den kirchlichen Umgang mit sexualisierter Gewalt. Viele Parallelen zeigten sich, auch gemeinsame Lernschritte. Ich möchte zwei Punkte nennen. Zum ersten, die Frage nach der missbräuchlichen Verwendung des Begriffs „Vergebung“, seiner theologischen, biblischen und liturgischen Dimension. „Vergebung“, so wird auch in der ForuM-Studie markiert, wurde schnell und unreflektiert aufgerufen, um brutale Gewalttaten in die Logik einer göttlichen Handlung einzufügen und sie damit aufzulösen. Völlig unabhängig von strafrechtlichen Konsequenzen, bekannter Schuld oder Übernahme von Verantwortung durch die Täter. Dieser Gebrauch ist nicht nur fahrlässig, er beschämt die betroffenen Personen ein weiteres Mal und zwingt sie, einer Logik pastoraler

---

<sup>9</sup> aaO. S.8 "2.1 The Review will focus on two related but distinct questions: (1) what did the Church of England (i.e. relevant officers and institutions) know about alleged abuse perpetrated by John Smyth, and (2) what was the response of the Church of England to those allegations."

<sup>10</sup> aaO. S. 242 "John Smyth was able to radicalise his victims, by using his misinterpretation and misuse of the Scriptures. He taught, preached, and exploited children and young people by applying a false theology, based on selected Scriptures, taken out of context. He misused the writings and views of various conservative theologians, primarily from the United States, including AW Tozer, Billy Graham, SD Gordon and Jim Packer. He contended that the way to Christ was through suffering, and he offered a "programme" which included ensuring that suffering was a route to the atonement of sins. This false thinking and perverted approach was known to the people around him and could have been challenged for what it was."

Machtausübung zu folgen. Es verwischt die Differenz zwischen dem Sünder und der Sünde. Zu diesem Thema gleich ausführlicher.

Zum Zweiten: In diesem Jahr wurde im Blick auf die erschütternden Verbrechen sexualisierter Gewalt, die in unserer Kirche geschehen sind, an manchen Stellen darüber diskutiert, ob Bußgottesdienste ein angemessenes Zeichen wären. Fast durchgehend, auch von mir, überwog die Skepsis, vor allem, weil betroffene Personen uns sagten, es wäre zu diesem Zeitpunkt ein falsches Zeichen. In den Gemeinden der Church of England gibt es seit einigen Jahren einen Safeguarding-Sunday<sup>11</sup>. Das Wort „safeguarding“ bedeutet Schutz, Sicherstellen und wird benutzt für die Arbeit gegen sexualisierte Gewalt in der Church of England.

In diesem Jahr fand der Safeguarding-Sunday am vorletzten Sonntag des Kirchenjahrs im November statt. Mehr als 4500 Kirchengemeinden beteiligten sich. Es waren keine Bußgottesdienste im klassischen Sinn, sondern landesweite Themen-Gottesdienste, die der Auseinandersetzung und Bearbeitung des Themas sexualisierte Gewalt in der Kirche dienten. Der Safeguarding-Sunday soll den regulären Sonntagsgottesdienst dazu nutzen, um Gesprächsräume zu öffnen, wie die Kirche ein sicherer Ort werden kann. In diesem Jahr lief er unter dem Motto: "Let's talk about it". Lasst uns darüber reden. Es wird von einer ökumenischen Initiative Material zur Verfügung gestellt, Filme und Animationen, aber auch Gebete, Predigtanregungen, Liedvorschläge sowie ein Schutzversprechen. Damit wird zum Ausdruck gebracht, dass schutzbedürftige Menschen im Mittelpunkt der christlichen Botschaft stehen und dieses Thema höchste Priorität in der Kirche hat. Ist das eine weitere Chance, die Gemeinden, also die Kirche vor Ort, als wichtigen Akteur zu sensibilisieren und bei der Verhinderung von Missbrauch zu stärken? Seit fünf Jahren gibt es diesen Sonntag. Bei der Einführung durch die Church of England gab es viele kritische Stimmen innerhalb der Kirche. Es schien zu früh für eine solche gottesdienstliche Bearbeitung dieses Themas zu sein, weitgehend noch ohne Aufarbeitung und den zwingend notwendigen Dialog mit betroffenen Personen. Doch es scheint, dass diese Gottesdienste zunehmend Vertrauen schaffen, bei denjenigen, die in die Kirche gehen, und zugleich werden sie öffentlich als ein sichtbares Zeichen der Auseinandersetzung mit dem Unrecht innerhalb der Kirche wahrgenommen.

Sehr früh hat sich die Church of England schon zum Thema Vergebung und Versöhnung verhalten. 2017 ist das Dokument "Forgiveness and Reconciliation in the Aftermath of Abuse"<sup>12</sup> (Vergebung und Versöhnung nach Missbrauch) entstanden. Es kann nicht sein, so wird darin argumentiert, einen zentralen christlichen Umgang mit Schuld, wie es die Rede von der Vergebung und Versöhnung ist, für diesen Bereich auszuklammern. Aber andererseits: Wie soll man dafür eine angemessene Sprache finden? Wie verhält sich die christliche Rede von Vergebung und Versöhnung zu verübtem und erlittenem Missbrauch? Wie verhält sich die Hoffnung auf Vergebung und Versöhnung zum Bedürfnis nach Gerechtigkeit? Das Vorhaben ist heikel. Allein das Nachdenken über Vergebung und Versöhnung in diesem Kontext kann schon als verfehlt wahrgenommen werden, vielleicht sogar als zusätzlicher Missbrauch von Macht, wenn die Kirche solche Deutungen ins Spiel bringt. Dessen ist sich der Text bewusst und unternimmt dennoch den Versuch, ein Zentralstück christlicher Lehre auch auf diesen Kontext anzuwenden.<sup>13</sup>

Vergebung kann im Zusammenhang mit der Missbrauchsthematik nie das erste Wort sein. Das Dokument beginnt deshalb mit dem eigenen Versagen der Kirche und der Anerkennung ihrer Schuld. Außerdem wird – und das ist entscheidend – in Anlehnung an die etablierte Bußpraxis die Dimension der Reue, der Umkehr und der Gerechtigkeit betont. Die Kirche muss ihr Unrecht anerkennen und ihr Verhalten ändern. Eine Entschuldigung ist hilfreich, ersetzt aber nicht die Buße, also Umkehr. Es muss eine gründliche Änderung der Einstellung, des Denkens und des Verhaltens geben. Im Falle derer, die Missbrauch begangen haben, besteht der Text darauf, dass Reue bedeutet, sowohl ein Bekenntnis der begangenen Sünde abzulegen als auch die rechtlichen Konsequenzen zu tragen.

Es liegt eine Illusion in der Vorstellung, dass eine Entschuldigung bereits so transformierend sein könnte, dass sie allen Beteiligten ein Zurückkehren in die Normalität ermöglicht. Sie wird maximal nur einen hilfreichen Moment in einem Prozess markieren, der lang und anspruchsvoll ist und nicht zu einem raschen Ende führt. Eine Entschuldigung, so aufrichtig sie sein mag, muss ein klares Verständnis von Verantwortung und Verantwortlichkeit

---

<sup>11</sup> <https://www.churchofengland.org/safeguarding/safeguarding-news-releases/safeguarding-sunday-2024>  
ökumenisch: <https://safeguardingsunday.org/>

<sup>12</sup> [https://www.churchofengland.org/sites/default/files/2017-10/forgivenessandreconciliation\\_0.pdf](https://www.churchofengland.org/sites/default/files/2017-10/forgivenessandreconciliation_0.pdf)

<sup>13</sup> Vgl. auch Heike Springhart, Kein Zwang zur Vergebung Befreiungstheologische Aspekte einer evangelischen Lehre von der Vergebung angesichts sexualisierter Gewalt, in: Johann Hinrich Claussen (Hg), Sexualisierte Gewalt in der evangelischen Kirche, Freiburg 2022, 13-38

vermitteln, zusammen mit dem Beginn einer Änderung der Praxis, um eine Wiederholung der Vorkommnisse zu vermeiden.

Zuerst muss denjenigen zugehört werden, die unter den Versäumnissen der Kirchen gelitten haben. Neben aller Verletzung und Verstörung wird ihre Wut groß sein. Diese Wut muss als eine prophetische Stimme gehört werden, als prophetischer Schrei zur Buße der Kirchen. Wer aber ist es, der zur Buße aufgerufen ist? Geht es um einzelne Personen, die Verbrechen begangen oder an bestimmten Punkten falsche Entscheidungen getroffen haben? Die Kirchen haben zahlreiche öffentliche Erklärungen abgegeben, in denen sie ihre Reue über die Verwicklung in Sünde zum Ausdruck gebracht haben. Sie haben gesehen, dass es nicht nur um Fehlverhalten und Verbrechen von Einzelnen geht, sondern auch um eine gemeinsame Verantwortung. Die Kraft eines Aktes kirchlicher Buße hängt aber entscheidend davon ab, dass die Person, die stellvertretend spricht, damit nicht nur nach außen, sondern vor allem auch in die Kirche hineinspricht. Buße erfordert die Bereitschaft, ein begangenes Unrecht wiedergutzumachen. Insofern die Kirche selbst die Notwendigkeit der Buße anerkennt, muss sie sich fragen, zu welcher Art von Wiedergutmachung sie aufgerufen ist. Dabei ist offensichtlich: Keine Handlung, keine Buße kann das erlittene Leid eines Missbrauchs je wiedergutmachen. Umso gravierender wird das klare Bekenntnis zu Veränderungen gegenüber der Vergangenheit. Es ist ein integraler Bestandteil der kirchlichen Buße.

Der Text der Church of England reflektiert auch die Wirkung ihrer Vergebungstheologie auf mögliche Missbrauchstäter. Wann immer von Vergebung die Rede ist, könnten auch Missbrauchstäter unter den Zuhörenden sein. Darum wird angemahnt, dass das Verständnis einer billigen Gnade ausgeschlossen sein muss. Der Zuspruch von Vergebung kann nicht von der Reue getrennt werden, die sich um Wiedergutmachung bemüht. Zur Reue gehört auch, alle rechtlichen Konsequenzen, die sich aus dem Eingeständnis einer Sünde ergeben, zu tragen.

Es soll ausgeschlossen werden, dass die Rede von Vergebung zu einem Druckablassventil wird, das am Ende die Aufrechterhaltung und Fortsetzung von Missbrauch nur erleichtert. Die Bereitschaft zur Buße ist nicht nur eine innere Entschlossenheit. Es besteht die Notwendigkeit, sich allen juristischen und dienstrechtlichen Konsequenzen zu stellen. Eine Weigerung an diesem Punkt hat zur Folge, dass keine Vergebung empfangen werden kann – nicht, weil Gott sie nicht anbietet, sondern weil die schuldige Person kein Herz hat, das bereit ist, sie anzunehmen. Die Church of England gibt als Maßgabe vor, dass in der Beichte an diesem Punkt die Absolution verweigert werden müsste.

Der Text „Vergebung und Versöhnung“ stellt in den Mittelpunkt die Aufmerksamkeit für diejenigen, die Missbrauch erfahren haben. Wie kann öffentlich von Vergebung gesprochen werden, wenn angenommen werden muss, dass unter den Hörenden auch von sexuellem Missbrauch betroffene Personen sein können?

Wie sollen betroffene Personen das hören und ertragen können? Hier stellt die Church of England klar: Vergebung darf nicht als eine Forderung gehört werden. In solcher Weise wäre die Rede von Vergebung für Betroffene zerstörerisch. Es gilt, das Recht herzustellen. Und Heilung zu ermöglichen. Die Rede und das Bestreben der Kirche muss darauf gerichtet sein, betroffene Personen darin zu unterstützen. Ob es je zu einer Heilung kommen kann, ist offen. Darum kann nur gebeten werden.

Von einem Weg ist die Rede und von einem Kampf. Die Frage von Vergebung darf für Missbrauchs-betroffene nie zum Ausgangspunkt gemacht werden. Sie darf vor allem nie im Sinn einer Verantwortung des Opfers gegenüber der Tatperson gehört werden, möglicherweise sogar als Vorwurf, wenn sie nicht gewährt werden kann. Die Aufmerksamkeit der Kirche ist darauf zu richten, alle anderen Aspekte der Situation zu bearbeiten und möglichst zu lösen. Das ist der Beginn des Weges. Die Person, die missbraucht wurde, muss sicher sein. Die Tatperson muss der weltlichen Gerechtigkeit zugeführt worden sein. Das „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“ ist ein als Gebet zu verstehen, als eine Bitte und Hoffnung, dass einmal etwas möglich werden möge, was derzeit noch außerhalb des Horizonts liegt. Aber dies kann allenfalls und wenn überhaupt nur am Ende eines Prozesses stehen, der Jahre oder Jahrzehnte dauern kann oder der möglicherweise auch nie - jedenfalls nicht in dieser Zeit - zu einem Abschluss kommt.

Schließlich wendet sich der Text dem Stichwort der Versöhnung zu. Allein schon, Versöhnung für möglich zu halten, erscheint angesichts der Missbrauchsthematik höchst problematisch, wenn nicht unmöglich. Versöhnung bedeutet die Wiederaufnahme von Beziehungen. Diese Vorstellung muss für diejenigen, die Missbrauch erlitten haben, verstörend und unzumutbar sein. Wer Missbrauch erfahren hat, wird so viel Distanz wie möglich zwischen sich und die Tatperson bringen wollen. Manchmal wird auch erst die Nachricht vom Tod der Tatperson den Betroffenen das Gefühl geben können, endlich sicher zu sein. Es kann nicht darum gehen, hier anderes zu erwarten. Im Dokument wird von einem Versöhnungsdienst der Kirche gesprochen. Dieser besteht nicht in einem Versöhnungsprozess als solchem. Der wichtigste Imperativ für die Kirche wäre es, sich dafür einzusetzen, dass Gerechtigkeit geübt wird, dass Heilung geschehen kann und dass Reue und Buße für den Täter und diejenigen, die in irgendeiner Weise mit dem Missbrauch kollaboriert oder konspiriert haben, zu einer Neuausrichtung führt. Das könnte man als einen Dienst der Versöhnung verstehen. Und doch bleiben Begriffe wie Versöhnung oder Heilung ambivalent.

Es mag einzelne Fälle geben, in denen es zu einer Wiederaufnahme von Beziehungen kommen konnte, wenn eine Strafe verbüßt wurde, die Heilung vorangeschritten war und die Reue des Täters zu einer Besserung geführt hat. Es kann aber in der Verkündigung der Kirche keinesfalls darum gehen, Versöhnung in irgendeiner Weise in Aussicht zu stellen, geschweige denn einen Versöhnungsprozess zu initiieren, insbesondere, wenn sie selbst in irgendeiner Weise in den Missbrauch verwickelt war. Ist also Versöhnung eine Dimension, die für den Kontext des Missbrauchs gänzlich irrelevant ist? Die Antwort besteht darin, einen Dienst an der Versöhnung zu leisten, auch wenn die Versöhnung als solche außerhalb jeder Reichweite liegt. Dieser Dienst besteht darin, in der ehrlichen Aufarbeitung die bestmöglichen Voraussetzungen zu schaffen, die eine Versöhnung überhaupt möglich machen könnten.

Ein weiterer aktueller Text aus England stammt von Stephen Cherry. In seinem Buch „Unforgivable?“ von 2024 greift er die Diskussion um die Vergebungstheologie auf und fragt, ob Vergebung unter solchen Umständen geradezu schädlich sein kann. Vergebung kann einen positiven Wandel bedeuten, kann aber die Dinge auch noch schlimmer machen. Denn sie kann sich auch aufdringlich und vorschreibend anfühlen, besonders für die, denen sie – zumindest gegenwärtig - unmöglich ist.

Die Hoffnungsperspektive gilt der Heilung. Cherry greift auf eine Denkfigur von Howard Thurman zurück, der als Theologe und Bürgerrechtler im Gefolge Martin Luther Kings gesagt hatte, Hass gehöre zu den "Höllenhunden, die in die Fußstapfen der Enterbten treten". Hass zerstöre den Kern des Lebens. Wichtig sei ein Gefühl für die lebenswichtige Bedeutung der Hoffnung. Betroffene könnten sich in einem Moment der Krise so fühlen, als sei die Uhr angehalten. Aber sie bleiben Bewohner der Zeit. Je weniger in einer Krise von der Vergebung gesprochen wird, desto realistischer werden die Entwicklungsmöglichkeiten zur Heilung. Cherry versteht Vergebung nicht als Zustand, sondern als einen komplexen, dynamischen Raum. Es könnte gelingen, darin einzutreten. Es würde bedeuten, sich aus einem lebensverzehrenden Zustand zu lösen, der den Schaden weiter zementiert. Sich vom Ufer dieser Verfestigung zu lösen, wäre der erste Schritt, „in den bewegten Gewässern zu der Heilung zu schwimmen.“

Dabei scheut er auch nicht, sehr skeptisch auf die Arbeit von Desmond Tutu zu blicken, den anglikanischen Bischof in Südafrika von 1986 bis 1996. In Südafrika wurde Nelson Mandela 1990 aus dem Gefängnis in Südafrika





entlassen. 1994 verabschiedete das Land eine Verfassung, in der Versöhnung eine wichtige Säule war. Gegründet wurde die „Wahrheits- und Versöhnungskommission“ unter dem Vorsitz von Erzbischof Desmond Tutu. Diese Kommission projizierte die christliche Botschaft von der Vergebung in das öffentliche Bewusstsein. Sie bot Amnestie für diejenigen an, die ihre politisch motivierten Verbrechen eingestanden. "Amnestie" war ein Synonym für "Vergebung". Tutu setzte sich über den Amnestieansatz hinaus für persönliche Akte der Vergebung ein. "Lasst die Vergangenheit vergangen sein", war die eingängige Botschaft. Sie trug tatsächlich zu einem relativ friedlichen politischen Übergang in Südafrika bei. Tutu war enorm wichtig für die Beendigung der Apartheid. Aber es war problematisch, wie er die Vergebung auf ein so hohes Podest stellte. Es wurde Druck auf die Opfer ausgeübt. Und es war ein Weg, der den einzelnen von jeder Verantwortungsübernahme befreite. Das mag eine Botschaft für den politischen Übergang in Südafrika gewesen sein, die im historischen Kontext ihre Berechtigung hat, aber die Botschaft hatte eine tiefe Schattenseite.

Ein Hinweis noch auf zwei weitere Textsammlungen aus unserem eigenen Kontext. Die Theologin Prof. Dr. Klara Butting spricht von einer „Vergebungskeule“ in ihrem Beitrag, den Sie in der Ausgabe der „Jungen Kirche“ auf Ihren Plätzen finden. Das „wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“ im Vaterunser - sagt sie -, wird oft gehört als ein „Du musst vergeben.“ Eine solche Forderung der Vergebung nennt sie selbst schon gewalttätig. Dagegen betont sie, dass auch das „Ich verzeihe nicht“ eines verletzten Menschen von Gott respektiert wird. Leider sieht sie im Christentum eine Rede von Vergebung, „die Gott zu einem Verbündeten der Täter macht.“ Es gebe aber keinen Weg, die Sache mit Gott abzumachen vorbei an den Menschen, die verletzt wurden. Für Klara Butting bedeutet Vergebung harte Arbeit. Gott nimmt einer Person den Koffer der Schuld ab, sodass sie wieder handlungsfähig wird. Aber er stellt ihr den Koffer vor die Füße und sagt: „Mach ihn auf. Du musst den Inhalt ansehen und aufräumen.“ So befähigt die vergebende Zuwendung Gottes Menschen dazu, an der Veränderung der Verhältnisse zu arbeiten. Dazu gehört auch das Wegräumen falsch verstandener Vergebung und falsch verstandener Gnade, die nur die Tatpersonen schützen und auf Kosten der Menschen gehen, die verletzt wurden. Prof. Butting gehört zu denen, die beim Werkstatttag für die beruflich Tätigen und die leitenden Ehrenamtlichen unserer Landeskirche am 10. Dezember nach Hannover kommen werden, um an Wegen zu einer machtsensibleren Kirche zu arbeiten. Dieser Werkstatttag ist die Fortsetzung der drei Zoom-Konferenzen in diesem Sommer und ist mit 300 Anmeldungen ausgebucht.

Auch die VELKD hat die Diskussion aufgegriffen und dazu kurze theologische Beiträge herausgegeben, die ebenfalls auf Ihren Tischen liegen. Zehn Theologinnen und Theologen haben zur „Lutherischen Theologie und den Abgründen sexualisierter Gewalt in der Kirche“



geschrieben. Es geht um eine Einordnung der als täterfreundlich wahrgenommenen Interpretation der lutherischen Rechtfertigungslehre und um die Korrektur eines Vergebungsverständnisses, das als Zwang zur Vergebung missverstanden werden kann. Die Texte sind kurz und knapp und lassen uns theologisch über unseren kommenden Weg nachdenken. Sie dokumentieren, wie intensiv die Fragestellungen, die in der Church of England aufgeworfen wurden, auch in unsere eigene theologische Diskussion eingeflossen sind.

So warnt Thorsten Dietz davor, dass sich die Kirche in der Rede von Vergebung und Versöhnung zu wenig sensibel für die betroffenen Personen und zu wenig interessiert an einer wiedergutmachenden Gerechtigkeit zeigen könnte. Schon bei Luther sei die Vergebung eng mit Reue und Wiedergutmachung verbunden. „Wahre Reue sucht und liebt die Strafen“ (These 40). Tobias Graßmann ergänzt, dass sich mit der Perspektive einer Sündenvergebung keinesfalls eine moralische Pflicht für die Geschädigten begründen lässt, und Katharina von Kellenbach kritisiert eine Liebesrhetorik, mit der betroffene Menschen auf duldsame Nächstenliebe oder entschuldigende Feindesliebe verpflichtet werden könnte. Einen Versöhnungspfad, so Claudia Welz, kann es nur nach den Prämissen der Betroffenen geben.

Dies sind nur einige wenige Schlaglichter, die belegen, dass die in England begonnene Diskussion auch für uns relevant ist.

### **3. Was tun wir für den Frieden?**

Nun von diesem Hauptthema in unseren Kirchen ein Blick auf die unfriedliche Welt.

Ich bekomme jeden Tag von der israelischen Zeitung Haaretz eine SMS mit den neuesten Nachrichten. Klickt man die Seite an, findet sich die Überschrift: „Israel at War. Day 418“, so heißt es heute. Das Tagebuch eines unwirklichen, enorm brutalen und vernichtenden Kriegs zwischen zwei iranischen Terrormilizen, militärisch hoch ausgerüstet, von der die Hamas vor mehr als einem Jahr das erste Pogrom nach der Shoa an jüdischer Bevölkerung in Kibbuzim nahe Gaza und auf einem Musikfestival verübt hat. Israel bleibt traumatisiert und reagiert in Selbstverteidigung. Aber, wie der Internationale Strafgerichtshof festgestellt hat, mit völkerrechtswidrigen Angriffen im Gaza. Das Mandat des IStGH erlaubt es, die strafrechtliche Verantwortlichkeit nur von Individuen festzustellen, nicht von Staaten. Der Internationale Strafgerichtshof hat deshalb Haftbefehle gegen den israelischen Premier Netanyahu, Ex-



Verteidigungsminister Gallant und den Hamas-Anführer Deif erlassen. Es geht unter anderem um mutmaßliche Kriegsverbrechen.

Haaretz ist eine sehr kritische, liberale Zeitung, die von vielen Israelis nicht gelesen wird, weil sie palästinenserfreundlich ist und massive Kritik am Regierungschef Benjamin Netanyahu übt. Die Nachrichten erinnern mich jeden Tag, dass wir in einem Krieg leben, der unmittelbare Auswirkungen auf das Leben von Juden und Jüdinnen, Palästinenserinnen und Palästinenser und der Menschen im Libanon hat. Die politische Lage scheint aussichtsloser als jemals zuvor für den Nahen Osten. Was können wir als Kirche tun? Wir nehmen diesen Konflikt in unsere Fürbitte in den Gottesdiensten und im persönlichen Gebet auf. Wir suchen den Kontakt zu Menschen in der Region, telefonieren, schreiben Nachrichten und unterstützen die christlichen Gemeinden, die im Libanon Flüchtlingshilfe anbieten mit 70.000 Euro als Landeskirche. Am 4. Advent werde ich nach Jerusalem reisen, vorausgesetzt, es ist dann möglich zu fliegen, um in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land beim Gottesdienst mitzuwirken und der Gemeinde mit Bischof Ibrahim Azar einen Solidaritätsbesuch abzustatten.

Vor Ort in Deutschland bekämpfen wir mit aller Kraft den Antisemitismus. Die Initiative, die ich vor einem Jahr angeregt habe, ist auf den Weg gegangen. Die Landeskirche hat im Oktober 2024 das Projekt „In Solidarität mit der jüdischen Gemeinschaft – Gemeinsam gegen Antisemitismus“ begonnen. Es ermutigt Kirchengemeinden und Kirchenkreise, sich intensiv mit Antisemitismus auseinanderzusetzen und die christlich-jüdischen Beziehungen zu stärken. Das Projekt startet im Januar 2025 und läuft bis Dezember 2028. Teilnehmende Kirchengemeinden verpflichten sich für drei Jahre mindestens drei Aktivitäten pro Jahr durchzuführen. Dies könnten unter anderem sein: ein Gottesdienst zum Israelsonntag, eine Artikelserie über jüdische Feste im Gemeindebrief, ein gemeinsamer Synagogenbesuch, Filmabende, Konzerte oder Ausstellungen. Kirchengemeinden einer Region oder eines Kirchenkreises können sich auch zusammenschließen und die Aufgaben gemeinsam gestalten. Kirchengemeinden können aus dem Fonds „Kirche und Judentum“ drei Jahre lang jeweils 1.500 € erhalten, wenn sie sich verpflichten, in diesen drei Jahren mindestens drei Aktivitäten pro Jahr im Sinne des Projektes zu verwirklichen. Ein entsprechendes Signet kann an der Kirche oder am Gemeindehaus angebracht werden

und dokumentiert nach außen das Engagement für die Solidarität mit der jüdischen Gemeinschaft.

Antisemitismus ist eine drängende gesellschaftliche Herausforderung – nicht erst seit dem 7. Oktober 2023. Jüdische Gemeinden werden bedroht, Jüdinnen und Juden angegriffen. Viele ziehen sich zurück, weil sie Angst haben, ihr Jüdisch-Sein öffentlich zu zeigen. Diese Entwicklung müssen wir gemeinsam stoppen. So unterstützen wir auch mit vielen anderen zivilgesellschaftlichen Akteurinnen die Plakatserie gegen Antisemitismus in Niedersachsen.<sup>14</sup> „Antisemitismus beginnt im Alltag. Widersprechen statt weghören.“ Unter diesem Slogan wird die Kampagne sieben Bildmotive bis zum 20. Dezember verbreiten. Die große Beteiligung von 60 zivilgesellschaftlichen Vereinen, Verbänden, Institutionen, von der Feuerwehr bis zum Sport ist ein gutes Zeichen für die solidarische Haltung in Niedersachsen gegen Antisemitismus.

Wie man Frieden lernt, dafür wurde vor acht Jahren mit einem Synodenbeschluss zu einer „Kirche auf dem Weg des gerechten Friedens“ ein Weg eröffnet. Zwei Jahre später, 2018, wurden daraus die Friedensorte in unserer Landeskirche. Sie sind ein außerordentliches Netzwerk für die Friedensarbeit. Es sind kirchliche Orte in Niedersachsen. So werde ich in den kommenden Bischofsberichten immer wieder auf einen Friedensort mit seinem Angebot hinweisen. Wir müssen diese Arbeit festhalten und weiterentwickeln. EKD-weit beneidet man uns um diese Idee.

Der erste Friedensort, den ich aufnehmen, ist **Tidofeld**. In der Gnadenkirche Tidofeld soll die Dokumentationsstätte über die Aufnahme und den Neubeginn der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg nun einen zweiten Schwerpunkt erhalten. Über 3000 vietnamesischen Bootsflüchtlinge kamen ab 1978 in der ostfriesischen Stadt Norden an, mehr als die Hälfte aller Boatpeople, die vom Land Niedersachsen aufgenommen worden sind. Diese Aufnahme gilt als Zäsur in der Flüchtlings- und Asylpolitik und ihre Integration als bundesdeutsche Erfolgsgeschichte. Drei Millionen Euro soll der Erweiterungsbau, in dem die Dauerausstellung untergebracht werden soll, kosten. 1,5 Millionen hat der Bund bewilligt, jeweils 250.000 € die Stadt Norden und der Landkreis Aurich. Im Sommer 2024 folgte das Land Niedersachsen mit einer Förderung in Höhe von 700.000 €. Damit besteht aktuell noch

---

<sup>14</sup> [www.niedersachsen-gegen-antisemitismus.de](http://www.niedersachsen-gegen-antisemitismus.de)

eine Finanzierungslücke von rund 230.000 €, die sich aber schließen lässt. Spenden sind eingegangen. Die Bürgerstiftung Norden hat eine Zusage gegeben. Angefragt sind die Klosterkammer und weitere Stiftungen. Die Signale sind positiv. Die Umsetzung des Projekts zu einem Migrationsmuseum hätte eine Strahlkraft über die Region hinaus und würde in der aktuellen Diskussion um Migration, Asyl und Integration einen wichtigen Beitrag zur Stärkung unserer Demokratie leisten. Für mich ein wichtiges Zeichen für den Frieden.

#### **4. 39. Deutscher Evangelische Kirchentag in Hannover 2025**

Mutig, stark, beherzt. Damit das nicht nur ein Plakatomotto bleibt, sondern den Kirchentag in Hannover prägt, engagieren sich in diesen Monaten viele Menschen. Die Programm-vorbereitungen gehen in den Endspurt. Morgen bekommen Sie beim Bericht des Landeskirchenamtes einen Eindruck, was alles geboten wird. Bei der nächsten Synodentagung halten wir schon Rückschau.

In diesen Zeiten Kirchentag feiern, muss das sein? Ja, es muss. Es ist wichtig, dieses große Fest alle zwei Jahre zu feiern. Wichtig nach innen und nach außen. Menschen erleben Hoffnung in Gemeinschaft. „Der Mensch für sich allein vermag gar wenig und ist ein verlassener Robinson: nur in der Gemeinschaft mit den andern ist und vermag er viel.“ schrieb Arthur Schopenhauer. Im Spiegel der anderen verorten wir uns selbst. Bei allem berechtigten Bedürfnis nach Ruhe und Alleinsein brauchen wir die Vielen als Gegenüber – auch als geistliches Korrektiv und Sicherheitsanker.

Mutig, stark und beherzt. Diese drei starken Adjektive klingen wie eine attraktive Marketingbotschaft, mit der Menschen gelockt werden. Vergessen wir dabei nicht, dass sie die knappe Zusammenfassung aus zwei Bibelversen sind: „Wachet, steht im Glauben, seid mutig und seid stark! Alle eure Dinge lasst in der Liebe geschehen“. So steht es im 1. Korintherbrief 16, 13+14.

Lasst uns das Evangelium in die Stadt und ins Land bringen. Wir werden gebraucht, um uns mutig und stark zu zeigen für unsere Demokratie, unsere Freiheit, unser Gemeinwesen. Wir brauchen die Zeichen des Mutigen und des beherzten Eingreifens in unsere Gesellschaft. Wir

brauchen aufrechte Haltungen und den Willen, Versagen einzugestehen und neue Wege zu gehen. An dieser Stelle sei besonders betont, dass der Kirchentag ein umfangreiches Konzept für Schutz und Fürsorge umsetzen wird. Die Geschäftsstelle in Fulda, unser landeskirchliches Team und die landeskirchliche Präventionsstelle arbeiten dabei eng mit dem Lenkungskreis der Landeskirche und der Stadt Hannover zusammen.

Mutig, stark, beherzt. Als Christinnen und Christen beziehen wir Position, um erkennbar zu sein. Wenn unser gesellschaftlicher Zusammenhalt angezweifelt wird, wenn wir nicht aufhören, für Frieden zu beten, wenn wir darum ringen, wie wir Gottes Schöpfung lebenswert erhalten können, wenn wir fröhlich miteinander feiern. Für dieses Miteinander ist Hannover ein guter Ort. Die Stadt ist eine erfahrene Gastgeberin, sie ist weltoffen und geprägt von kultureller, sprachlicher und religiöser Vielfalt. Diese Vielfalt gilt es zu erhalten, zu erleben und zu feiern, weil sie Menschen eine Heimat bietet und ein friedliches Zusammenleben fördert. Es ist beeindruckend, wie sehr Menschen in Hannover und in unserer Landeskirche sich auf den Kirchentag freuen und sich beteiligen wollen. Menschen, die in unserer Kirche ehrenamtlich und beruflich tätig sind, werben in den Kirchenkreisen und organisieren die Fahrt nach Hannover im nächsten Jahr. Viele planen bereits seit Wochen in Projektleitungsgruppen Themen, Aktionen, Abläufe und suchen nach Referierenden. Mitwirkende werden in Chören aktiv sein, Gruppen aus der ganzen Landeskirche werden die Stände beim Abend der Begegnung gestalten oder eine der größten zivilgesellschaftlichen Messen in Deutschland, den Markt der Möglichkeiten auf dem Messegelände, mit Fachwissen und Bereitschaft zum Standdienst erst möglich machen. Aufbau, Logistik und Organisation wären ohne Ehrenamt nicht möglich. Für dieses Engagement danke ich allen von Herzen.

## **5. Hoffnungsminiaturen**

Es gibt Hoffnungsmomente. Sie werden oft nicht gesehen, weil sie von vielem anderen überlagert werden. Trotzdem sind sie da. Sie sind wesentlich, weil unsere Welt nicht bestimmt wird von Katastrophen. Sie ist von Anfang an hoffnungsvoll. Dafür wird sie gut genannt. Ohne Hoffnung kann man nicht leben. Drei Bruchstücke, Bausteine der Hoffnung, aus meinem Dienst.

Vor wenigen Tagen ging in Baku, Aserbaidschan, die 29. Weltklimakonferenz zu Ende. Ich erinnere mich noch sehr gut an das Pariser Klimaabkommen von 2015. Welche Begeisterung ging damals durch die Welt, dass es eine weltweite Gemeinschaft geben könnte, die das 1,5 Grad-Ziel als gemeinsamen Handlungsauftrag versteht. Viel ist davon nicht geblieben. Vor einigen Wochen bekam ich einen Brief von einem Kollegen im Ruhestand, der mir schrieb von seiner Unterstützung von Klimaaktivistinnen. Er sandte per Mail einige Fotos dazu und teilte mit, dass er wegen dieser Unterstützung mehrfach verurteilt worden sei. Er leistet zivilen Ungehorsam. Er gibt sich nicht zufrieden mit den Gegebenheiten dieser Welt. Der Kollege hat meinen ganzen Respekt. Ich frage mich, ob ich nicht träge und unachtsam werde, wenn es gilt, Widerspruch zu leisten. Vermutlich würde er es niemals über sich selbst sagen, aber für mich ist dieser Kollege ein Hoffnungsmensch.

Ab und zu telefoniere ich mit Freunden und Freundinnen in Israel und im Libanon mit Joseph und Najla Kassab. Erstaunlich bleibt für mich, wie Najla Kassab immer wieder, wenn wir über die Lage sprechen, von Hoffnung spricht. Sie haben ihre Wohnung verlassen in Beirut, sie können die Schulen kaum in Gang halten, sie beherbergen Flüchtlinge teilweise darin. Aber sie spricht immer wieder von einer Hoffnung, die entsteht, entstehen muss. Mich berührt es sehr, diese Stimme zu hören, mitten aus dem Krieg.

Wenn meine Reise nach Jerusalem am 4. Advent stattfinden sollte, werde ich nicht nur die Lutherische Gemeinde besuchen, sondern auch ein Treffen mit der Initiative Rabbis for Human Rights<sup>15</sup> haben. Sie sind vor 35 Jahren zusammengekommen und helfen u.a. palästinensischen Bewohnern in den besetzten Gebieten bei der Olivenernte, um sie vor der Gewalt der nationalistischen Siedlerbewegung zu schützen. Auf ihrer Homepage steht ein Vers aus dem 106 Psalm: „Wohl denen, die das Gebot halten und tun immerdar recht!“

## **6. Halleluja – ein gemeinsamer Geist**

Im Juni 2024 begann offiziell die Amtszeit für alle erstmals und wieder gewählten Kirchenvorsteherinnen. Dieser Start wurde mit dem digitalen Format „Neu im Kirchenvorstand? Welcome on Board!“ begleitet. Die Online-Fortbildung vom Team

---

<sup>15</sup> <https://www.rhr.org.il/eng>



„Mitarbeiten“ der Service-Agentur (Landespastorin Susanne Briese und ihr Team) bot in 35 Workshops fachliche Beratung und praktische Tipps zur Gemeindeleitung. Mehr als 350 Interessierte waren per Zoom dabei, ich durfte ein kurzes Grußwort halten. Trotz der großen Herausforderung traf ich auf viel Interesse und Energie. Es waren ca. 5 % aller unserer Kirchenvorsteherinnen dabei. Eine erstaunliche Zahl. 2026 am 7. März werden wir diese vielen Engagierten wieder zu einem Tag der Kirchenvorstände nach Hannover einladen.

Der Lektoren- und Prädikantendienst unserer Landeskirche unter der Leitung von Pastorin Dr. Vera Christina Pabst und ihrem Team feierte am 23./24. August 2024 mit einem Workshop-Wochenende „70 Jahre Fortbildungen für Ehrenamtliche in der Verkündigung“. Im März 1954 verfasste Pastor Joachim Behrens einen ersten Rundbrief an interessierte Amtsbrüder. Ihm schien „das Amt des ‚Gottesdiensthelfers‘ noch zu wenig entfaltet. Er schlug deshalb vor: „Es liegt nahe, von dem bestehenden Lektorenamt auszugehen, es stufenweise ... auszubauen und vor allem zu verhindern, dass es als Notbehelf für Ausnahmezeiten mißverstanden wird.“ Bereits in demselben Jahr fand eine erste Rüstzeit für die als ‚Gottesdiensthelfer‘ Engagierten statt, die dann zu einer jährlichen Einrichtung wurde. Es war ein Festwochenende mit Fortbildung. Auch hier: Über 25 Workshop-Angebote. Von „Predigt up Platt - so löppt dat!“ bis „Zeichen setzen! Die Wertschätzung des Judentums im Gottesdienst zum Ausdruck bringen“ reichte die Bandbreite der Angebote für über 150 Interessierte. Ich hatte viele kurze Gespräche und war fasziniert von der Kompetenz, dem Engagement und auch der guten Stimmung auf allen Seiten.

Es war ein Besuch in Würzburg, in einer Pause der EKD-Synode, bei Martin Lohse und seiner Ehefrau. Er ist einer der beiden Söhne von Prof. Eduard Lohse, der Landesbischof unserer Landeskirche von 1971-1988 war. Wir sprachen über die EKD-Synode, die seine Ehefrau und er teilweise im Stream verfolgt hatten. Es waren strittige Passagen, die sie angesehen hatten, und dennoch meinten sie übereinstimmend: „Es ist gut zu sehen, dass sie anders miteinander umgehen in der Synode, als es an vielen anderen Orten geschieht.“ Ein untypisches Lob. Doch es stimmt. In all meinen Erfahrungen in unserer und in anderen Synoden bleibt der Umgang respektvoll, fair und getragen von einer gemeinsamen Überzeugung. Wenn etwas typisch evangelisch ist, dann ist es - neben den Posaunenchor - die Synode. Der Gedanke des heutigen Modewortes „Partizipation“ fand schon früh Einlass in die Verfassungen der Evangelischen Kirchen. Am 6. Oktober 1863 kamen im „Ständehaus“ in Hannover erstmals





72 Herren zu einer „Vorsynode“ zusammen. Damals noch unter dem Vorzeichen der Staatskirche. Prof. Hans Otte ist davon überzeugt, dass im Königreich Hannovers, das der damals entstehenden Landeskirche Hannovers ihre Grenzen vorgab, es der Synode und dem drei Jahre später gegründeten Landeskonsistorium zu verdanken ist, dass die lutherischen Gemeinden auf hannoverschem Gebiet bis heute eine Einheit bilden. Seit 1863 haben bis jetzt 26 Landessynoden Verfassungen und Gesetze beschlossen, Haushalte verabschiedet und ab 1923 Bischöfe und später eine Bischöfin gewählt. Und immer wieder haben sie über zukünftige Wege der Landeskirche parlamentarische Debatten geführt. Anfangs rein männlich besetzt, finden wir jetzt von einer Landwirtin über Lehrerinnen, Ärzte, Verwaltungsangestellte, Diakoninnen und Studierende einen beeindruckenden Querschnitt der Kirchengemeinden unserer Landeskirche. Unterschiedlich in Alter, Geschlecht, politischer Gesinnung, Glaubenshaltung, Freizeitgestaltung. Ohne Sie würde es unsere Kirche nicht geben. Halleluja Kirchenvorsteherinnen, Lektoren und Prädikantinnen, Synodale – sie alle eint eine Geschichte, ein gemeinsamer Geist, eine Hoffnung, ein purpose.

**“But the plans of the Lord stand firm forever, the purposes of his heart through all generations.” Psalm 33,11**

„Aber der Ratschluss des Herrn bleibt ewiglich, seines Herzens Gedanken für und für.“